

Wo junge Leute sterben wollen

(Badische Zeitung 06.05.2016)

Kanadas indianische Gemeinden verlieren immer mehr Menschen



"Ich bin müde und von Gefühlen überwältigt", sagt Bruce Shisheesh, Häuptling der knapp zweitausend Einwohner zählenden indianischen Cree-Gemeinde Attawapiskat an der James Bay in Nord-Ontario, eintausend Kilometer nördlich von Kanadas Hauptstadt Toronto, 90 Kilometer von einer Diamantenmine von De Beers entfernt. In die Schlagzeilen ist die Gemeinde unlängst geraten, weil sie den Notstand ausrufen musste: Offenbar im letzten Moment hatte verhindert werden können, dass sich elf junge Menschen, der jüngste gerade einmal sieben Jahre alt, selbst töteten. Bundes- und Provinzregierung entsandten psychologisch geschulte Sozialarbeiter und Mitarbeiter der Gesundheitsdienste, zwei Millionen kanadische Dollar, rund 1,36 Millionen Euro, sind für psychologische Hilfen bereit gestellt worden.

Was aber ist das für ein trauriger Ort? Attawapiskat ist nur im Winter auf Eisstraßen über Land zu erreichen. Wenn das Eis aufgetaut ist und die Eisstraßen verschwinden, müssen Lebensmittel und Gebrauchsgüter eingeflogen werden. Die Lebensmittelkosten sind hoch. Noch liegen Schneereste, im Frühling werden aus unbefestigten Straßen Schlammrinnen. Die Häuser liegen weit verstreut, einige davon sind neu. Vor wenigen Jahren schon wurde in Attawapiskat wegen der miserablen Wohnungssituation erstmals ein Notstand ausgerufen, und die Regierungen wurden zum Handeln gezwungen. Die Bilder, die kanadische Medien damals verbreiteten, schienen aus einer ganz anderen Welt zu kommen, auf keinen Fall jedoch aus einem entwickelten Industrieland, das sich gerne als das beste Land der Welt bezeichnet: heruntergekommene, von Schimmel befallene Hütten, Bretterbuden mit Dächern aus Plastikplanen, viele Häuser ohne Toiletten.

Carissa Koostachin ist erst vierzehn Jahre alt. Im Oktober hat sie ihre nur ein Jahr jüngere Cousine Sheridan Hookimaw betrauert. Sie wurde gemobbt, sie brachte sich deshalb um. "Viele junge Menschen haben das Gefühl, dass sich niemand um sie kümmert", sagt das Mädchen mit den langen dunklen Haaren mit leiser Stimme. "Ich möchte nicht noch jemanden durch Suizid verlieren." Aber sie hat zugleich Angst, über Selbsttötungen zu sprechen. "Wenn man viel darüber spricht, regt das andere Jugendliche an, es zu tun."

Der Tod von Sheridan Hookimaw ist kein Einzelfall, Experten sprechen von einer Pandemie, einer Erkrankung, die viele Regionen betrifft. "Eine Situation, wie sie in Attawapiskat herrscht, erleben viel zu viele First Nations in diesem Land", sagt auch Perry Bellegarde. Er ist Oberhäuptling der indianischen Völker Kanadas, die "First Nations" (Erste Nationen) genannt werden. Da sind Gemeinden wie La Loche im Norden

der Provinz Saskatchewan, wo unlängst bei einer Schießerei vier Menschen ums Leben kamen. Auch Dörfer in der Provinz Alberta oder das Dorf Neskantaga, das ebenfalls am Attawapiskat-Fluss liegt, sind von dieser Krankheit befallen. In Neskantaga haben sich vor drei Jahren vier Selbsttötungen ereignet. Die Gemeinden verlieren auf dramatische Weise Menschen, die doch ihre Zukunft sein sollten.

Momentan im Fokus der Medien: Attawapiskat. Am Abend des 9. April, einem Samstag, wandern Jugendliche in die Dunkelheit hinaus – vermutlich mit ziemlich dunklen Gedanken. Zum Glück bekommen es einige Erwachsene mit; sie alarmieren Gemeindegemeinschaft und Polizei, die sich auf Spuren der Jugendlichen macht. Die Lebensmüden werden gefunden, aufgegriffen und in die Krankenstation oder ins Gefängnis gebracht, um sie vor sich selbst zu schützen. Von "Suizidpakt", einer Gruppenselbsttötung, ist danach die Rede, auch wenn man nicht genau weiß, wie konkret die Absichten waren. Einige Jugendliche haben bereits eine Überdosis an Medikamenten genommen und erhalten in dem kleinen, nur 15 Betten zählenden Hospital erste Hilfe.

"Es war chaotisch", erzählt die Krankenschwester Melanie Phelps, die in der Nacht gerufen worden ist. In der Krankenstation arbeitet an vier Tagen der Woche ein Arzt, der extra eingeflogen wird. An diesem Samstag, wie auch sonst an den Wochenenden, haben nur Melanie Phelps und ihre Kollegin Dienst. Kinder und Jugendliche und ihre verzweifelten Angehörigen füllen das kleine Krankenhaus, die vier Polizisten versuchen Ordnung zu schaffen. Wenige Tage später schlägt Häuptling Bruce Shisheesh auf dem Kurznachrichtendienst Twitter erneut Alarm. Wieder haben fünf junge Menschen einen Selbstmordversuch unternommen – oder sich zumindest mit dem Gedanken daran getragen.

Mangel an Wohnungen und Jobs, dafür reichlich Gewalt

Es ist schwer, sich ein klares Bild zu verschaffen. Polizei und Behörden halten sich mit konkreten Zahlen zurück, und in einigen Fällen mag die Einlieferung in das Krankenhaus eine reine Vorsichtsmaßnahme gewesen sein. Aber diese Vorsicht ist eben angebracht. Zu oft beklagen indigene Gemeinden den Suizid junger Menschen. Die Methoden dabei sind vielfältig: Medikamentenüberdosis, Erhängen, Strangulieren, Schusswaffen. In Attawapiskat hat es allein im März 28 Suizidversuche oder Fälle von Selbstmordgedanken gegeben. Seit September 2015 sind es 100 Fälle, berichtet Shisheesh.

Die Suizid- und Selbstverletzungsrates sind in den indigenen Gemeinden Kanadas um ein Fünffaches höher als der Landesdurchschnitt. Katastrophal ist die Situation besonders im Territorium Nunavut: Dort oben im Norden, auf der Höhe von Grönland, ist die Quote fast achtmal so hoch wie im restlichen Kanada. Vor dem



Tristesse in der Siedlung Attawapiskat. Hier haben sich junge Leute zum Suizid verabredet. Foto: Imago/Zuma Press

ständigen Forum der Vereinten Nationen für Ureinwohnerfragen hatte Upaluk Poppel, ein Vertreter der Inuit-Jugendorganisation Kanadas, im Mai 2005 die Lage mit deutlichen Worten beschrieben: "Wenn die Gesamtbevölkerung Kanadas, Dänemarks und der USA Selbstmordraten hätte, die vergleichbar mit der ihrer Inuit-Bevölkerung ist, würde ein nationaler Notstand erklärt."

Psychologen erklären die Tristesse unter anderem als eine Folge eines Kulturschocks. Der Übergang von einer Nomadengesellschaft hin zur Moderne sei zu schnell vonstatten gegangen. Auch die jahrhundertlange Kolonialisierung und Bevormundung der Ureinwohner kann vieles erklären. In den abgelegenen Gemeinden der Indianervölker und der Inuit kommen Wohnraummangel und eine hohe Arbeitslosigkeit hinzu, viele Gemeinden haben keine gesicherte Trinkwasserversorgung und keine Freizeitangebote.

Traumatisch war für viele Ureinwohner zudem die Erfahrung in den "Residential Schools". In diesen Internatsschulen wurde jahrzehntelang versucht, ihnen und ihren Kindern ihre Kultur zu rauben. Sie wurden dort psychisch und physisch und in vielen Fällen auch sexuell missbraucht. Die Folge dieses Schulsystems: Zerstörte Familienstrukturen, Gewalt in den Familien und Alkoholismus wurden über Generationen hinweg weitergegeben. "Ich habe nie von meiner Mutter gehört, dass sie mich liebt", sagt eine junge Frau unter Tränen. "Sagt euren Kindern, dass ihr sie liebt."

Es ist schwer, aus diesem Teufelskreis herauszukommen. Es wird viel Geld kosten, die ökonomische und soziale Lage in den Gemeinden zu verbessern. Die kanadische Gesellschaft, die erst in diesen Jahren das volle Ausmaß der Tragödie der "Residential Schools" erfasst und sich damit auseinandersetzt, muss Geduld und Verständnis aufbringen. Der seit November 2015 amtierende Premierminister Justin Trudeau bezeichnete die Ereignisse in Attawapiskat als "herzzerbrechend". Der sozialdemokratische Abgeordnete Charlie Angus, in dessen Wahlkreis Attawapiskat liegt, sagte: "Die Jugendsuizidkrise schockiert die ganze Welt, und die Menschen fragen sich, warum ein so reiches Land wie Kanada so viele Kinder und junge Menschen im Stich lassen kann." Jedes Kind in diesem Land habe Anspruch auf psychische Gesundheit und Unterstützung, um Hoffnung und eine positive Zukunft zu haben. Gesundheitsministerin Jane Philpott räumt ein: "Die Verhältnisse in First-Nations- und Inuit-Gemeinden sind absolut untragbar. Die psychische Gesundheit der jungen Menschen ist verheerend." Mit rund 200 Millionen Euro pro Jahr will auch die Bundesregierung ihren Beitrag leisten. Ob das reicht, ist fraglich. Bis die Maßnahmen wirken, wird Kanada wohl noch oft von tragischen Suiziden in indigenen Gemeinden hören.

Autor: Gerd Braune